

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Alexander Lernet-Holenia**

**Die Standarte**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# I

Auf einem Fest, dem ersten, großen, zehn Jahre nach dem Kriege, das die Herren fast sämtlicher Kavallerieregimenter einander gaben, kam ich an der Tafel neben einen noch jugendlichen, auffällig gutaussehenden Menschen zu sitzen, auf dessen Namen, als er mir genannt wurde, ich nicht sogleich achtgab, doch sagte man mir später, als ich selbst mich danach erkundigte, daß er Menis heiße und Neffe eines der anwesenden Generale sei.

An meiner anderen Seite saß damals, wenn ich mich recht erinnere, irgendein Graf Haunspberg, und in meiner näheren Umgebung sah ich die Herren von Schirinski und Kreil, einen Baron Repnin und noch ein paar andre Leute, die mich nicht weiter interessierten und die mir von ehemdem auch nur flüchtig bekannt waren. Überhaupt hatten diese alle sich nur zufällig an meinem Tisch eingefunden. Denn die Leutnants und Fähnriche mehrerer Regimenter, von Limburg zum Beispiel, von Caraffa und Auersperg, sowie die meines eigenen, saßen hier, ganz wie sie eben noch Plätze bekommen, durcheinander, hatte man sich doch viel zahlreicher versammelt, als ursprünglich vorausgesetzt worden war, und im ganzen war der Eindruck, den die Zusammenkunft so vieler Offiziere anlässlich dieses ersten großen Treffens so lange nach dem Ende der Armee auf die Anwesenden selber machte, auch ein ungewöhnlicher, starker und fast düsterer. Obenan, an quergestellter Tafel, präsierten in ziviler Kleidung zwei Erzherzoge, ein Feldmarschall und mehrere Generale, die den Rest dieses Reiterheeres zusammenberufen hatten, an Längstafeln saßen, gleichfalls in Zivil, die Offizierskorps der einzelnen Regimenter, oder vielmehr was davon noch lebte, und von da bis zu den ungewisse Lichter widerspiegelnden Marmorwänden des Saales konnte man sich bei einiger Einbildungskraft von einem andern, noch dichteren Gedränge umgeben fühlen: von denen, die gleichfalls gekommen waren, wemgleich sie nicht mehr kommen konnten, von den Verschollenen und Toten, einem zweiten, glorreicheren, von Uniformen und Orden glitzernden und blitzenden, unsichtbaren Heer, das, wenn auch nur im Geiste erschien, dennoch fast noch eher ein Recht, hier gegenwärtig zu sein, haben mochte als wir selbst. Denn das wirkliche Heer sind nicht die Lebenden, sondern die Toten sind das wirkliche Heer.

Auch durch die Reden unserer alten Führer konnte man glauben, noch einmal den Lärm vergessener Gefechte, den Klang längst verhallter Befehle und das Rauschen von den Hufen ganz verschollener Reitergeschwader zu vernehmen; dann hatte man die Versammlung privaten Gesprächen unter sich selbst überlassen. Doch war, was man einander nun noch zu sagen wußte, bald erschöpft. Zu lange Zeit waren wir voneinander ferne gewesen. So wendete ich mich schließlich an den an meiner Seite sitzenden, damals mir noch unbekanntem, Zigaretten rauchenden jungen Herrn. Freilich war aber auch das, was wir beide nun redeten, belanglos, und ich empfing von ihm eigentlich keinen weiteren Eindruck als den von einem sehr höflichen, gutgekleideten, im Wesen jedoch ziemlich alltäglichen Menschen von etwa achtundzwanzig oder dreißig Jahren; und erst als man die Tafel aufhob, sagte man mir, wie er überhaupt hieß und daß er Fähnrich im Dragonerregiment Maria Isabella gewesen. Später dann habe er reich geheiratet. Er sei, wie erwähnt, Großneffe des Generals der Kavallerie Crenneville. Ich blickte zu dem General hinüber und sah eben noch, wie er, ein kleiner, magerer, uralter Herr, auf den Arm meines ehemaligen Obersten gestützt, sich anschickte, den Saal zu verlassen.

Meinen Tischnachbarn vergaß ich in der Folge selbstverständlich sehr bald, auch sah ich ihn während etwa zweier Jahre nicht wieder. Doch ergab es sich dann, daß ich ihn ein paar Male nacheinander auf Abendgesellschaften traf. Aus diesen Anlässen lernte ich auch seine Frau kennen, eine wahrhaft schöne Person mit auffällig hellem Teint und wundervollen, graublauen Augen. Sie sprach wenig, und überhaupt fiel mir später auf, daß die beiden, auch wenn sie, viele Stunden lang, gemeinsam unter Leuten gewesen waren, kaum irgend etwas miteinander geredet hatten. Dennoch hieß es, sie seien eine sogenannte gute Menage. Sie hatten, sagte man mir, drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen.

Auch auf der Straße traf ich Menis dann noch ein paar Male. Wir wechselten bei diesen Gelegenheiten stets einige belanglose Worte. Erst die letzte unserer Begegnungen sollte eine ganz ungewöhnliche, ja erschütternde sein.

Sie fand gegen Ende November statt, an einem frühen Nachmittag, in einer wenig belebten Straße. Ich nahm da einen sehr korrekt gekleideten Menschen wahr, der, schon während der ganzen Zeit, die ich auf ihn zuging, mit einem Bettler sprach, oder vielmehr, wie ich beim Näherkommen merkte, mit einem Invaliden, der ein verkrümmtes und verbundenes Bein hatte, auf Krücken dastand und, wenngleich er in schlechtem Zivil war, mehrere Medaillen an der Brust trug. Diese Medaillen hingen an

beschmutzten Bändern, das Gesicht des Mannes hatte einen sonderbaren, zerstörten Ausdruck, auch fror er, er war ohne Mantel, es war ein kalter Tag. Ich war bereits im Begriff, ihm eine Münze zu geben, unterließ es aber, weil er mit jemandem im Gespräch begriffen war. Es hätte mir taktlos geschienen, das, selbst bei einem Bettler, nicht zu respektieren. Ich wollte also schon vorübergehen, da wendete der Herr, mit dem er gesprochen hatte, sich um. Ich erkannte Menis und blieb stehen, um ihn zu begrüßen.

Menis aber schien, sonderbarerweise, äußerst verlegen. Ich hatte schon den Hut gezogen; doch vergaß Menis im Moment sogar zu danken. Ich hatte geradezu den Eindruck, daß es ihm peinlich sei, mich zu sehen, und seine Befangenheit war eine so große, daß sie sich, nach meinem ersten Erstaunen, mir selber mitteilte, gewissermaßen als hätte nun auch ich plötzlich Grund, wegen unseres Zusammentreffens betreten zu sein. Wir starrten uns einen Augenblick an, und schließlich, um nur irgend etwas zu sagen und mich aus der Affäre zu ziehen, fragte ich ihn, wie es ihm gehe. Dabei blickte ich rasch von ihm zu dem Bettler und wieder zu ihm zurück, und eigentlich wollte ich nun schon wieder an ihm vorbei und weiter, allein er stand mir im Wege und rührte sich nicht. — »Ach«, brachte er endlich heraus, »du bist es?«, und damit blickte auch er hastig den Bettler an, doch sah er sofort wieder weg, und dann wendete er den Kopf rasch nach der andern Seite, und ich sah gleichfalls hin. Da hielt, ein paar Schritte weiter, am Gehsteig ein Wagen mit offenen Schlägen, ein Chauffeur stand daneben und sah zu uns herüber.

Menis wandte sich jedoch sogleich wieder zu mir zurück. Er schien sich inzwischen halbwegs gefaßt zu haben, jedenfalls fragte er nun: »Wie geht es dir?«, fuhr aber rasch fort: »Ich gehe nämlich hier spazieren, das heißt: ich bin eigentlich bis hierher gefahren, jetzt aber ausgestiegen, um . . . zu Fuß weiterzugehen.«

So? dachte ich. Der Wagen ist also sein Wagen? Doch setzte er sogleich hinzu: »Ich wollte da eigentlich auch diesem Invaliden . . . ich wollte ihm eine Kleinigkeit geben«, und indessen ich wieder auf den Invaliden blickte, wendete Menis sich neuerlich zu seinem Chauffeur und sagte: »Sie können heimfahren!«

Gleichzeitig winkte er mit der Hand.

Der Chauffeur verbeugte sich, schloß den Schlag, stieg in den Wagen und zog auch den zweiten Schlag zu. Dann brachte er den Wagen in Gang und fuhr davon.

Es war ein schwerer, ganz neuer, von Chrom und schwarzem Lack blitzender Wagen.

Als er fort war, standen wir noch einen Augenblick einander gegenüber, und der Bettler, vorgebeugt und auf seine Krücken gestützt, sah uns an. Dabei schwankte sein Oberkörper ganz

leicht vorwärts und rückwärts, und die Medaillen klapperten leise aneinander. Wollten etwa, dachte ich, die beiden sich noch etwas sagen? Was denn eigentlich? Worüber hatten sie denn überhaupt gesprochen? Ich war schon im Begriff, nochmals den Hut zu ziehen und mich endgültig zu empfehlen, als Menis mich beim Arm nahm, ein paar Schritte von dem Mann wegzog und sagte: »Ich gebe nämlich immer den Bettlern etwas. Hauptsächlich solchen . . . solchen Invaliden. Wohin willst du übrigens? Hätte ich dich mit dem Wagen nicht vielleicht irgendwohin bringen können? Schade, daß ich ihn weggeschickt habe. Im Augenblick hatte ich wirklich gar nicht daran gedacht, daß . . . Oder wollen wir nicht doch lieber zu Fuß . . . vorausgesetzt, daß es dir recht ist, wenn wir ein paar Schritte zusammen . . .«

»Oh, bitte«, sagte ich, »bitte sehr«, denn ich hatte den Eindruck, als wolle er nun dadurch, daß er mit mir kam, die Sonderbarkeit, mit der er sich aufgeführt hatte, verwischen. »Ich wollte zu Bekannten . . . aber das hat ja Zeit . . . Störe ich dich denn in der Tat nicht?«

»Nein, gar nicht!« sagte er. »Ich dachte im Moment wirklich nur, du könntest es eigentümlich finden, daß ich da mit diesem Bettler . . . ich schenke, wie gesagt, den Leuten immer irgendeine Kleinigkeit.« Während er das sagte, ging er, indem er mich noch am Arme festhielt, die Gasse rasch hinunter, als hätte er es eilig, dem Menschen, von dem er sprach, aus den Augen zu kommen. »Ich brauche dir das«, fügte er hinzu, »doch nicht erst zu erklären, es sind ja alles entsetzlich arme Kerle.«

Damit wollte er schon um die Hausecke, an die wir inzwischen gekommen waren, sah sich aber vorher noch rasch um, und ich sah mich gleichfalls um. Der Bettler hatte sich zu uns herumgewendet und blickte uns nach. Menis bog hastig um die Ecke. Dann erst ließ er meinen Arm los, machte eine Bewegung, als sei ihm nun leichter, jenem Menschen aus den Augen zu sein, und sprach schnell weiter:

»Du mußt dir nur vorstellen, was diese Leute, wenn sie den ganzen Tag so in der Kälte dastehen, mitmachen, ganz abgesehen von dem, was sie schon mitgemacht haben, bis sie zu Bettlern geworden sind! Und wo sie dann nachts etwa unterkriechen, wenn sie schlafen gehen! Und was für Abfall das wohl sein mag, den sie essen! Und wie sie die Reste weggeworfener Zigaretten aufheben müssen, wenn sie rauchen wollen! Und was für Kleider das sind, die sie anhaben, solche, die schon niemand mehr hat tragen mögen, bis man sie ihnen gegeben hat! Und was es überhaupt heißt, so arm zu sein, daß sie nicht einmal mehr das eigene Leben haben, wenn andre ihnen nicht etwas zu leben schenken, und dabei diesen andern so gleichgültig zu sein, daß sie's egal finden, wenn jene krepieren! An den Häuserwänden zu stehen, und

niemand kümmert sich um sie, und, wenn sie nicht mehr stehen können, auf den Gehsteigen im Schmutz hocken zu müssen, mitten im Lärm und Verkehr, und nichts mehr zu sein, schmutziges Nichts! Und man hatte ihnen doch ehemals gesagt, wer sie wären: Soldaten in glänzenden Regimentern, Infanterieregiment König von Spanien zum Beispiel, Ulanenregiment Fürst Soundso, oder wie sie sonst alle geheißen haben mögen, bei deren Fahnen, wenn sie geweiht worden waren, Erzherzoginnen als Patinnen gestanden hatten! Wegen eines Knopfes an ihren Monturen, der nicht in Ordnung war, wurden Majore pensioniert, der Stolz des Reichs, sagte man ihnen, seien sie gewesen, einer Welt, die man gegen sie aufbot, bedurfte es schließlich, um sie zu besiegen. Und nun? Was sind sie? Schmutzige Gespenster im Straßenkot, Verkehrshindernisse an den Ecken, häßliche Anblicke, die die Passanten erschrecken, erbärmliche Gestalten, denen man wünschte, sie wären besser schon tot. Ich halte es für einen Skandal, wenn nicht wenigstens ehemalige Offiziere ihnen geben, was sie nur geben können. Ich gebe jedem etwas. Ich spreche dann stets auch ein paar freundliche Worte. Ich kenne die Leute auch schon alle. Es ist selbstverständlich, daß ich auch mit dem Mann da vorhin einige Worte geredet habe. Er sagte mir, in welchem Regiment er gedient hätte und wo er verwundet worden wäre. Du begreifst doch, nicht wahr?«

»Ja, ja«, sagte ich, »natürlich«; und ich wollte ihn schon fragen, warum es ihm denn dann eigentlich so unangenehm gewesen sei, daß ich ihn dabei bemerkt hatte, doch unterließ ich's. Wir waren inzwischen an den Übergang einer ziemlich belebten Straße gekommen, der eben gesperrt war, und wir hatten zu warten. Menis schwieg und starrte vor sich hin. Knapp neben uns tauchte in diesem Augenblick, mit einem Kind auf dem Arm, eine Bettlerin auf, eine noch junge Person, die aber elend und verwahrlost aussah und das Kind in schmierige Lappen gewickelt hatte. Sonderbarerweise, nachdem er sie einen Moment lang angesehen, betrachtete Menis sie gar nicht weiter. Ich reichte ihr eine Münze. Menis blickte kurz auf. Zugleich war auch der Übergang freigegeben worden; und Menis, während wir die Straße überquerten, sagte:

»Man braucht freilich nur irgendwo stehenzubleiben, und es sprechen einen schon Bettler an. Doch gibt es eben Bettler und Bettler. Ich muß dir das Geständnis machen, daß ich mich nur für gewisse Arten von ihnen interessiere, vor allem eben für solche, die erst zu Bettlern geworden sind, denn nur die sind die wirklich Bedauernswerten, viel bedauernswerter zum mindesten als jene, die schon als Kinder zum Betteln angehalten worden sind. Ich habe auch bereits einen gewissen Blick für solche, die aus der Bettelei bloß ein Geschäft machen. Zum Beispiel gibt es

hier gleich in der Nähe, bei der Oper, einen Kerl, der mir besonders zuwider ist. Ich weiß nicht, ob er heute da ist, sonst könnte ich ihn dir zeigen. Er hat sich aus einem alten Zigarrenkasten und aus einem Stock eine Geige gemacht, auf der er, wie man zugeben muß, ganz gut spielt; aber bei diesem Spielen verbiegt und verkrümmt er sich, obwohl er ganz gerade Glieder hat, derart, daß es ekelhaft ist. Er tut bestimmt nur so, als ob ihm etwas fehlte. Er ist auch noch ganz jung, sonst hielte er ja auch diese Akrobatik auf die Dauer nicht aus. Ich bin überzeugt, daß er, grotesk wie er sich anstellt, eine Menge Almosen bekommt und sich besser steht, als wenn er irgendwelche Arbeit angenommen hätte. — Da ist er.«

In der Tat sahen wir nun, noch auf einige Entfernung vor uns, mitten im Verkehr einen Menschen, der in unbequemster Haltung auf einer Geige spielte, die er in der Weise sozusagen auf dem Schoß hielt, daß er im Stehen so tat, als säße er. Diese Geige bestand, wie wir im Herankommen merkten, wirklich nur aus einem Stock und aus einer Zigarrenschachtel. Er spielte eben die »Paloma«, sogar recht virtuos, obwohl er nur eine oder zwei Saiten hatte. Die »Paloma« ist ein sehr schwermütiges Lied. Vor seiner Erschießung soll Maximilian von Mexiko sich's noch einmal haben vorspielen lassen, und wir hatten einmal ein Küchenmädchen, die sang das Lied fast fortwährend, bevor sie, aus unglücklicher Liebe, hinging und sich ertränkte. Es ist wirklich ein trauriges Lied. Aber es schien Menis gar nicht zu rühren. »Es gibt«, sagte er, »weiß Gott ärmere Bettelmusikanten als diesen hier, die dennoch eine wirkliche Geige haben. Diese Zigarrenkiste ärgert mich grenzenlos. Und sieh nur, wie er die Kappe, damit man ihm Almosen hineinwerfen soll, herausfordernd mitten unter die Passanten gelegt hat!« Doch konnte ich nicht feststellen, ob der Mann simulierte oder nicht. Allerdings sah er elend aus. »Aber es gehört zu seinem Beruf«, sagte Menis, »elend auszusehen. Er ißt fast nichts, obwohl er genug verdient, um essen zu können. Unter diesen Leuten gibt es eben unverhältnismäßig mehr Simulanten als wirkliche Bettler. Andre wieder, die ein wirkliches Gebrechen haben, übertreiben es maßlos. Da gibt es zum Beispiel weiter oben einen, der hockt immer auf dem Boden, als ob er nicht mehr stehen könne. Aber wenn er sich genug zusammengebettelt hat, so steht er ganz einfach auf und geht heim. Ich habe ihn schon ein paarmal gesehen, wie er bolzengerade und rasch davonging. Denn an den Beinen fehlt ihm gar nichts. Er hat bloß eine Schädelverletzung. Ich will ihn dir zeigen.«

So, dachte ich, bloß eine Schädelverletzung! »Und beim Betteln«, sagte Menis, »macht er ein Bettlergesicht, wenn er aber heimgeht, macht er ein arrogantes Privatgesicht wie ein Schauspieler nach der Vorstellung.« Er bog in eine Seitengasse ein, und

schon nach ein paar Schritten kamen wir an diesem Menschen vorbei, der, wie ein Haufen Elend, auf dem Pflaster mehr lag als saß. Auf dem Kopf hatte er ein gebogenes, vernickeltes, blitzendes Ding, eine Art metallener Hirnschale, mit Leder gepolstert, und sein rechter Arm stak in Schienen aus dem gleichen Material. Mochte er immerhin nur vorgeben, daß er nicht mehr stehen und gehen könne, die Tatsache, daß ihm, wahrscheinlich von einem berstenden Artilleriegeschos, ein Teil der Kopfdecke weggerissen worden war, schien mir entsetzlich genug. Durch den Lärm des Verkehrs glaubte ich das ungeheure, grausame Brüllen der Granate zu vernehmen, die ihm das getan. »Aber man plakatiert«, sagte Menis, indem wir vorbeingingen, »seine Wunden nicht so. Man erschreckt die Leute nicht durch einen solchen Anblick, um Almosen zu erpressen. Keiner, der ein guter Soldat gewesen ist, täte das. Man stellt sich nicht selbst an den Pranger. Der Mann könnte ein Tuch um den Kopf nehmen oder einen Hut aufsetzen. Es ist nichts widerlicher als diese Aufdringlichen. Zum Beispiel gibt es da auch solche, die im Gehen plötzlich neben einem auftauchen und einem einfach so lang nicht mehr von der Falte gehen, bis sie etwas erhalten haben. Oder andre, die mit Schuhriemen in der Hand neben einem herrennen. Oder wiederum andre, die in den Straßenbahnen singen, so falsch, daß man ihnen anmerkt, wie oberflächlich sie's nehmen. Aber man sieht fast nur mehr Elende, die eine Industrie aus ihrem Elend gemacht haben. Sie mißkreditieren die wirklichen Bettler. Wirkliche, tragische Bettler sind, wie gesagt, eigentlich nur die, die früher alles andre eher als Bettler waren, Soldaten vor allem. Es gibt in unserer Zeit und in unserem Lande keine tragischere Figur als den bettelnden Soldaten. Jeder Soldat, der nun keiner mehr sein darf, ist in irgendeinem Sinn schon zum Bettler geworden, ob er nun arm ist oder reich.«

Ich gestehe, daß ich allmählich von dieser Inspektion von Bettlern, mit denen allen Menis nicht zufrieden war, genug bekam. Ich hatte ihnen stets etwas gegeben, ohne mir den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie nun zu Recht bettelten oder nicht. Menis aber hatte ein System daraus gemacht, wenn er Almosen gab. Er ist vermögend, dachte ich, er hat wenig zu tun, er befaßt sich kritisch mit Bettlern wie ein anderer mit seiner Sammlung. Es ist sein Steckenpferd. Er ist gar nicht mildtätig, er geht aus, um die Ärmsten zu benörgeln. Er hätte sich einen anderen Spleen aussuchen sollen. Es wäre geschmackvoller gewesen.

Er war mir sympathisch gewesen, nun aber war ich von ihm enttäuscht. Ich blieb stehen und sagte ein paar Worte, etwa des Inhalts, daß ich nun meiner eigenen Wege gehen müsse, doch merkte ich, daß er gar nicht auf mich achtgab. Wir waren inzwischen in die Nähe der Hofburg gekommen. Als ich stehenblieb,



war Menis gleichfalls stehengeblieben, offenbar aber aus einem ganz andern Grund als ich. Ich sah nämlich, daß er plötzlich einen Menschen anstarrte, der da neben der Einfahrt zu einem Palais stand. Dieser Mensch war allerdings wiederum ein Bettler, aber er war sauber gekleidet. Er hatte eine Uniform an und um die Augen eine schwarze Binde. An seiner Seite stand ein kleines, mageres Mädchen von etwa acht oder neun Jahren. Das Kind hielt ihn an der Hand. Der Mann war blind.

Ich sah flüchtig hin, dann sagte ich nochmals, daß ich mich nun empfehlen müsse. Ich hatte keine Lust mit anzuhören, wie Menis nun auch diesen Blinden kritisieren würde. Er achtete aber auf meine Worte noch immer nicht. — »Einen Moment«, sagte er schließlich, ohne jedoch die Augen, die er starr auf den Blinden gerichtet hatte, abzuwenden, »einen Moment, ich muß da zu diesem Menschen, der ist möglicherweise sogar von meinem eigenen Regiment.«

Ich sah nun von neuem zu dem Bettler hin, und Menis tat ein paar Schritte auf ihn zu. »Ich kenne ihn aber gar nicht«, sagte er, »und sonst kenne ich doch alle«, und damit stand er schon vor ihm.

In der Tat trug der Blinde die Uniform eines Dragonerkorporals. Auf seiner linken Schulter sah ich die gelbe Achselspange, die andeutete, daß er ein Reiter gewesen war. Die Uniform war sehr sauber. Er trug hohe Stiefel und Sporen. Auf dem Kopf hatte er die schirmlose Kappe der Reiterei. Darunter ging die Binde über seine Augen. Er hatte schwarze Parolen, mit den zwei Zwirnsternen benäht, die seine Charge anzeigten.

»Welches Regiment?« fragte Menis. Denn es hatte zwei schwarze Dragonerregimenter gegeben, die nur durch die Farbe der Knöpfe voneinander unterschieden gewesen waren. Der graue Knopf an der Achselspange des Korporals aber verriet nichts.

Auch erfaßte der Mann nicht sogleich, daß ihn jemand, den er nicht sah, nach seinem Regiment fragte. Menis hatte die Frage also zu wiederholen.

»Dragonerregiment Maria Isabella«, sagte der Mann.

Das Kind, das ihn an der Hand hielt, blickte uns, offenbar eingeschüchtert von dem befehlenden Ton, in welchem Menis das zweitemal gefragt hatte, mit großen Augen an.

Als der Blinde das Regiment nannte, sagte ich: »Tatsächlich« und wollte, zu Menis gewendet, hinzusetzen: »Dein Regiment«, doch winkte er mir rasch ab. — »Wie heißen Sie?« fragte er den Korporal.

Der Mann antwortete: »Johann Lott.«

Ich sah Menis an, aber ihm war nicht anzumerken, ob er den Menschen kannte oder nicht. »Und Sie sind«, fragte er, »erblindet?«

»Ja.«

»Im Krieg?«

»Ja.«

»Vollständig?«

»Ja. Vollständig.«

»Wie ist es dann«, fragte Menis nach einem Moment, »möglich, daß Sie betteln müssen? Sie haben doch, in Ihrem Fall, eine Rente zu beziehen, die Ihnen erlaubt, ganz davon zu leben.«

Der Korporal zögerte einen Augenblick, dann fragte er: »Wer ist der Herr eigentlich?«

»Beunruhigen Sie sich deswegen nicht«, sagte Menis rasch. »Ich habe bestimmt nicht die Absicht, Sie auszuhorchen. Ich frage nur aus Teilnahme.«

»Oder glauben Sie vielleicht nicht, daß ich wirklich blind bin?«

»Doch«, sagte Menis. Allein der Mann hatte schon, mit einer sehr schnellen Bewegung, für einen Moment die Binde gehoben. Er hatte keine Augen mehr.

»Lassen Sie das«, fuhr Menis auf, »ich sagte ja, daß ich's Ihnen glaube!« Er war bleich geworden. »Wieso«, schrie er nervös weiter, »stehen Sie also, zum Teufel, hier und betteln?«

Der Korporal richtete sich die Binde wieder zurecht, dann sagte er: »Ich bettle nicht für mich selbst. Aber ich habe so arme Verwandte, daß ich mit der Unterstützung, die ich erhalte, eigentlich noch der Vermögendste von ihnen bin. Ich gebe ihnen auch von meinem Geld, so viel ich kann. Doch nun ist meine Schwester, die Mutter dieses Mädchens hier, krank geworden. Ich habe mich also von der Kleinen auf die Straße führen lassen, um ein wenig Geld heimbringen zu können. Einem Blinden gibt man ja noch am ehesten etwas. Ich habe auch meine Uniform angezogen, man darf ja jetzt die Uniformen wieder tragen. Ich habe gedacht, wenn ich so dastünde, würde man merken, daß ich Grund genug habe zu betteln, und mir etwas geben.«

Die Szene war mehr als peinlich. Daß Menis, in seiner Manie, alle Bettler auszufragen, sie heraufbeschworen hatte, fand ich widerlich von ihm. Ich hatte aber wenigstens die Genugtuung, zu merken, wie sehr nun auch er selbst davon betroffen war. Er war blaß geworden bis in die Lippen. Um so weniger begriff ich allerdings, warum er dem Menschen nicht endlich etwas Geld gab und dazusah, daß er weiterkam, statt dazustehen und ihn immerzu weiter anzustarren. Auch das Kind war schon ganz erschreckt, weil er mit dem Blinden so geschrien hatte. »Gab es denn«, fragte ich schließlich in meinem Ärger über seine Aufführung, »gab es denn in Ihrem Regiment nicht auch einen Fähnrich, der Menis hieß?«

Zugleich fühlte ich mich von meinem Begleiter heftig am Arm ergriffen, als wolle er mich am Weitersprechen hindern, doch

antwortete der Korporal schon: »Menis? Ja. Es war ein Fähnrich Menis bei uns, aber nur wenige Tage.«

»Wieso nur wenige Tage?«

»Er war von einem andern Regiment gekommen und bei uns bloß kurze Zeit, das heißt: bis ich verwundet wurde. Doch da war ohnedies schon das Ende da.«

»Aber gesehen haben Sie ihn noch?«

»Ja«, sagte er, und ich war schon im Begriff, zu sagen: »Nun, er steht vor Ihnen«, als der Blinde fortfuhr: »Gesehen habe ich ihn. Er war sogar das letzte, das ich überhaupt noch gesehen habe.«

Die Wirkung, die diese Worte auf Menis machten, war eine außerordentliche. Er schien den Blinden wirklich jetzt erst zu erkennen. Er war schneeweiß im Gesicht geworden und starrte ihn an wie einen Geist, und auch ich, ganz verwirrt, stotterte: »Was meinen Sie damit?«

»Es war auf den Donaubrücken bei Belgrad«, sagte der Blinde. »Die Regimenter sollten hinübergehen, aber mitten auf den Brücken hielten sie an und begannen auf einander zu schießen. Der Fähnrich Graf Heister, der die Standarte trug, fiel, und ich fing die Standarte auf. Da kam mitten im Feuer, zwischen den Leuten und Pferden, die stürzten und sich auf der Brücke wälzten, der Oberst auf mich zugaloppiert und befahl mir, die Standarte dem Fähnrich Menis zu übergeben. Ich reichte dem Fähnrich also die Standarte. Er hatte sie aber kaum ergriffen, als mich ein Karabinerschuß von der Seite her durch beide Augen traf und vom Pferde warf. Das letzte, was ich gesehen habe, waren der Fähnrich und die Standarte.«

Mit einem Ruck hatte Menis sich den Mantel aufgerissen und aus den Taschen seines Anzuges mit beiden Händen Geld herausgeholt, offenbar alles, was er bei sich hatte, es war eine Menge großer Noten dabei, er drückte es dem Blinden in die Hände, dann riß er mich mit sich weg. Er hatte mich an der Schulter ergriffen und rannte mit mir, mehr als daß er gegangen wäre, die Straße hinab und in eine Seitengasse hinein. Seine Lippen zitterten fortwährend. »Ich muß mit dir reden«, stammelte er, »ich will dir alles erklären. – Hast du eine Zigarette?« Ich reichte ihm eine. Er brachte es aber, indem er immer weiterlief, minutenlang nicht dazu, sie anzuzünden. Schließlich zwang ich ihn stehenzubleiben und gab ihm Feuer. Lauter kleine Schweißtropfen standen auf seinem Gesicht. »Wir müssen«, stammelte er, »irgendwohin, wo ich mit dir reden kann.« Er sah sich um, wir standen vor der Tür eines kleinen Kaffeehauses, er riß sie auf, sah jedoch, daß es voller Leute war, warf die Tür wieder zu und rannte fort. Ein paar Häuser weiter trat er in ein zweites Kaffeehaus, wandte sich aber sofort wieder um und wollte neuerlich